

Das bedrohte Paradies

Reise zu den Andamanen

Eine Reportage von Rainer Horig

Von der Hauptstadt Port Blair aus führt die *Andaman Trunk Road*, die einzige Verbindungsstraße über die drei Hauptinseln, gen Norden. Nach einer halben Stunde kommen wir vor einer Barrikade zum Stehen. Hier beginnt das Territorium der Jarawa. Alle Fahrzeuge werden kontrolliert. Ein bewaffneter Polizist steigt in den Wagen, und dann fahren wir in einen dichten Dschungel, einen der letzten Wälder der Welt, wo niemals Bäume gefällt wurden. Eine neue, geheimnisvolle Welt.

Der Mann steht furchtlos mitten auf der Straße, er ist muskulös und schwarz wie Ebenholz, einen ganzen Kopf kleiner als ein durchschnittlicher Mitteleuropäer. Ein aus Bast und Blättern geflochtener Panzer schützt seine Brust. Um die Hüften trägt er nur ein rotes Stoffband. Seine Haut ist auffallend glatt und eben, ohne Poren, ohne ein einziges Haar. Nur auf dem Kopf erkennen wir kleine Haarbüschel, die wie Pfefferkörner aussehen. Wie alle Jarawa hat er sich ein knallrotes Stoffband um den Kopf gewickelt. In der linken Hand trägt er einen zwei Meter langen Bogen und drei ebenso lange Pfeile mit Eisen spitzen.

Neugierig halten wir an. Dunkle, traurige Augen nehmen uns ins Visier, während sich ein starker Arm ins Wageninnere drängt. Hastig suchen wir Bananen aus der Plastiktüte und legen sie in seine Hand. Die Geschenke verschwinden im roten Hüftband und die Hand erscheint abermals. „Banane, Banane!“ verlangt der Mann. Mit nervösen Seitenblicken auf den Polizisten, reichen wir dem Jarawa so viele Bananen, wie er haben will. Als unsere Vorräte zur Neige gehen, nehmen wir gestenreich Abschied.

Die letzten freien Waldnomaden

Die Andamanen-Inseln sind von vier verschiedenen Negrito-Völkern bewohnt, die zusammen noch höchstens 600 Indi-



Jarawa-Frau mit Kind (alle Fotos: Rainer Horig)

viduen zählen. Die Jarawa bilden mit 300 Menschen die stärkste Gruppe. Sie teilten sich früher die Inseln Süd-Andaman und Mittel-Andaman mit den Groß-Andamanern, die jedoch nur noch 40 Nachkommen haben. Die Zahl der Onge auf der Insel *Little Andaman* ging von ursprünglich über 600 auf heute weniger als 100 zurück, nachdem man ihre Wälder rodete und Ölpalmpflanzungen anlegte. Auf der Insel Sentinel leben schätzungsweise 100 bis 150 Negritos, die bis heute jeden Kontakt zur Außenwelt mit Waffengewalt abwehren. Eine raue See und tückische Korallenbänke schützen sie vor neugierigen Fremden.

Man nimmt an, daß die Negritovölker

versprengte Nachkommen der Ureinwohner der südostasiatischen Inselwelt sind. Ähnlich archaische Wildbeuter leben heute noch auf der malaysischen Halbinsel und auf den Philippinen, aber nur die Andamaner konnten ihre Lebensart vollständig bewahren. Sie bauen keine Häuser, die Kunst des Feuerschlagens ist ihnen nicht bekannt. Ihre Lebens- und Wirtschaftsweise ist hervorragend an den Lebensraum Regenwald angepaßt. Weil das feucht-heiße Klima nahezu alle Materialien schnell zersetzt, sind Wissenschafter, die einen Blick in die Vergangenheit der Andamaner werfen wollen, auf die Untersuchung ihrer Abfallhaufen angewiesen. Die Ethnologin Carola Krebs,

die am Völkerkundemuseum in Leipzig eine Sammlung von Objekten der Andamaner betreut, faßt den heutigen Stand der Erkenntnisse zusammen: „Das Alter ihrer Anwesenheit auf diesen Inseln ist belegt mit 2.000 Jahren. Diese Zahl resultiert aus Radiokarbonuntersuchungen von Küchenabfallhaufen. Das ist so ziemlich das Einzige, was sie über längere Zeit hinterlassen. Inzwischen gibt es aber auch Vermutungen, daß die Andamaner schon wesentlich länger auf den Inseln zuhause sind. Dabei tauchen Zahlen von 35.000, 40.000 bis zu 60.000 Jahren auf.“

Die etwa 200 Andamanen-Inseln und die rund 50 Nikobaren bilden die Gipfel einer maritimen Gebirgskette, die sich in einem Bogen parallel zur Küste Burmas erstreckt. Sie erhob sich vor mehr als 15 Millionen Jahren durch vulkanische Aktivität aus dem Meer. Nur 36 Inseln sind bewohnt. Die ganze Inselgruppe ist nicht einmal so groß wie Zypern. Weil nie eine Verbindung zum Festland bestand, konnten größere Säugetiere nicht einwandern. Die Jarawa brauchen also weder Tiger noch Elefanten zu fürchten. Das größte Säugetier, dem sie im Wald begegnen, ist das Wildschwein.

Die Inseln sind seit dem Altertum bekannt, liegen sie doch an der stark befahrenen Schifffahrtsstraße von Arabien nach Südostasien. Zu den frühen Besuchern zählten Schiffbrüchige, malaysische Piraten und arabische Sklavenhändler. Aber nur wenige kehrten zurück. So erlangten die Inseln den Ruf eines verwunschenen Fleckchens Erde. „Die Bewohner von Andaman sind ein viehisches Geschlecht mit Köpfen, Augen und Zähnen wie Hunde,“ berichtete Marco Polo im 13. Jahrhundert. Zwar landete der berühmte Weltreisende nie auf den Inseln, sicher schnappte er aber Geschichten auf, die sich die Seeleute damals erzählten: „Sie sind von grausamer Natur und töten und fressen alle, die nicht zu ihrem eigenen Volk gehören, wenn sie ihrer habhaft werden können.“

Eine stürmische und unberechenbare See, tropische Krankheiten und Legenden wie die, die Marco Polo kolportierte, mögen dazu beigetragen haben, daß die Inseln vom Strom der Geschichte kaum berührt wurden. Die Andamanen und Nikobaren wurden von keiner Armee er-

obert, von keinem König regiert. Sie blieben ein weißer Fleck auf der Landkarte, bis im 18. Jahrhundert Europäer in den Golf von Bengalen einfuhren.

Clash der Kulturen

Nach zwei Stunden Dschungelfahrt erreichen wir am nördlichen Ende des Jarawa-Reservats die Überfahrt zur Nachbarinsel Baratang. Während wir auf die Fähre warten, verabschieden wir uns höflich von unserem Wachmann, der das nächste Auto zurück nach Port Blair besteigen wird.

Plötzlich stürzt ein junger Jarawa, bekleidet mit einem zerschlissenen, viel zu großen Anzug und dem traditionellen roten Kopfband auf uns zu. Mit weit aufgerissenen Augen brüllt er uns an, wirbelt Arme und Beine durch die Luft. Ob er so seine Unsicherheit zu überspielen versucht? Will er uns Angst machen? Tatsächlich bleiben wir wie gelähmt stehen, während der kleine Rüpel lautstark unsere Taschen durchsucht. Aus meinem Hemd fischt er zwei 50-Rupien-Scheine und wendet sich mit triumphierendem Blick ab. Ich protestiere vorsichtig und teste seine Reaktion. Einem Impuls folgend schlage ich vor, die Beute zu teilen und bin überrascht, als er mir nach kurzem Nachdenken einen der beiden Geldscheine zurückgibt. Dann kehrt uns der junge Jarawa den Rücken und zieht sich zurück. Erst jetzt bemerken wir vier bewaffnete Polizisten, die aus einem Unterstand am Waldrand die Szenerie beobachten. Vor wenigen Jahren noch wäre hier eine Begegnung mit Jarawas wohl tödlich verlaufen, denn die Waldbewohner hatten gelernt, daß man Fremden nicht trauen darf.

Von jeher waren die kleinen Inselvölker auf sich allein gestellt. Sie mußten sich gegen Sklavenfänger, Wilderer und Seeräuber behaupten. Natürlich bekämpften sie auch jeden Versuch der Europäer, einen Stützpunkt auf der Inselgruppe zu errichten. Die Briten mußten sich zunächst mit den Groß-Andamanern auseinandersetzen, die die Küsten der Insel *South-Andaman* bewohnten. Mit Geschenken und medizinischer Hilfe versuchten sie, ihr Vertrauen zu gewinnen. Widerstand

gegen die Kolonisierung wurde jedoch nicht geduldet, sondern mit Strafexpeditionen geahndet. Dschungelkinder, die man bei Überfällen gefangen nahm, wurden im sogenannten Andamanen-Heim in Port Blair christlich erzogen und mit den Errungenschaften der Zivilisation bekannt gemacht. Sie halfen den Briten, mit einzelnen Gemeinschaften Frieden zu schließen. Letztendlich führte die Freundschaft jedoch ins Desaster. Masern, Grippe und Syphilis rafften die Groß-Andamaner zu Tausenden dahin. Diese Keime waren bis dahin auf den Inseln unbekannt, daher besaßen die Andamaner keine Abwehrkräfte. Zur Jahrhundertwende war ihre Zahl bereits auf rund 600 geschrumpft. Ihr Widerstand war gebrochen.



Bengalische Siedlerinnen an einer Wasserstelle im Dschungel, Süd-Andaman

Europäer bringen das Verderben

Vier dänische Expeditionen und eine Gesandtschaft der Herrnhuter Bruderschaft scheiterten im 18. Jahrhundert bei Versuchen, auf den Andamanen und Nikobaren einen permanenten Stützpunkt zu errichten. Schon nach wenigen Jahren erlagen die Europäer dem feuchtheißen Klima und tropischen Fiebern und mußten ihre Stützpunkte aufgeben. Britischen Kolonialtruppen gelang es erst beim zweiten Versuch im Jahr 1836, eine erste Siedlung, die heutige Hauptstadt Port Blair zu etablieren. Die kleine Inselgruppe, mehr als 1.000 Kilometer vom indischen Mutterland entfernt, vor der Küste Burmas gelegen, erschien den Briten bestens geeignet, Schwerverbrecher und politische Gefangene zu verwahren. Um

die Jahrhundertwende entstand in zehnjähriger Bauzeit ein riesiges Gefängnis auf einem von der See umspülten Hügel nahe Port Blair. 698 Einzelzellen in sieben, aus rotbraunen Ziegeln erbauten Gebäudeflügeln, die sternförmig auf einen zentralen Wachturm zuliefen. In den Innenhöfen Arbeitsbaracken, wo die Häftlinge Kokosöl pressen und Seile knüpfen mußten. Die wenigen unabhängigen Berichte, die von hier nach Neu-Delhi oder London gelangten, sprachen von unmenschlichen Haftbedingungen. Die Gefangenen nannten diesen Ort „Kala Pani“ - schwarzes Wasser.

Jeden Abend erinnert eine *Sound-and-Light-Show* im ehemaligen Gefängnis von Port Blair an das dunkelste Kapitel Inselgeschichte. Darin tritt der britische Gefängniskommandant David Barry auf und begrüßt neuangekommene Häftlinge mit folgenden Worten: „Wir zählen sogar Löwen hier! Wißt Ihr, warum die Gefängnismauern so niedrig sind? Weil es von hier kein Entkommen gibt - Tausende von Meilen weit und breit nichts als haiverseuchte See!“ Das Gefängnis Kala Pani wurde 1937 geschlossen, nachdem die Kolonialregierung Verhandlungen mit der indischen Freiheitsbewegung über die Unabhängigkeit des Landes aufgenommen hatte. Heute besuchen Touristen aus dem ganzen Land das zum Nationaldenkmal umgewidmete Gefängnis in Port Blair.

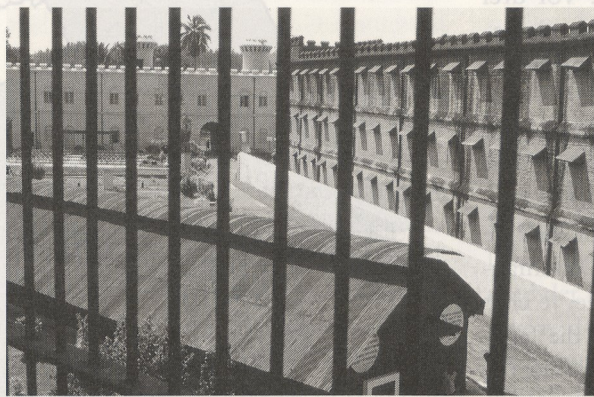
Als im August 1947 die letzten britischen Truppen abzogen, fielen die Andamanen und Nikobaren in indische Hand. Diese Mitgift der Kolonialzeit sichert Indien die Hoheit über den Golf von Bengalen und die Kontrolle der Ost-West-Schiffahrt zwischen Dubai und Singapur. Die indische Marine unterhält hier einen bedeutenden Stützpunkt.

Indiens exotische Kolonie

Die exponierte Inselgruppe wird von der Zentralregierung in Neu-Delhi wie eine Kolonie verwaltet. In der fernen Hauptstadt schmiedet man Entwicklungspläne für Straßenbau und Holzproduktion, für Freihandelszonen und Urlaubsparadiese. In den fünfziger und siebziger Jahren brachte man Tausende von Flüchtlingen aus Ost-Bengalen, dem heutigen Bangladesh, auf den Inseln un-

ter. Heute locken Subventionen und großzügige Sozialleistungen, die den Inselbewohnern das Leben erleichtern sollen, verarmte Bauern vom Festland an. Der tropische Regenwald hat fast ein Drittel seines ursprünglichen Lebensraumes verloren.

Ein Fährschiff setzt uns zur Insel *Middle-Andaman* über. Noch einige Kilometer und wir erreichen die Siedlung Kadamtala, ein paar Dutzend Häuser mit Polizeistation und Basar am Rande des tiefen Waldes. Nach einer Teepause fahren wir weiter in den Dschungel, in den nördlichen Teil des Jarawa-Reservats. Diesmal ohne amtlichen Begleiter. Rechts und links der einsamen Straße ein 50 Meter breiter Kahlschlag und dann steht da, wie eine undurchdringliche grüne Wand, der Wald. Strotzend vor Kraft, geheimnisvoll und ein wenig bedrohlich erscheint uns diese fremde Welt. Gerne würden wir das grüne Wunder näher er-



Im Gefängnis „Cellular Jail“, Port Blair

kunden, doch auch auf diesem Straßenabschnitt ist Anhalten und Aussteigen verboten. Polizeistreifen patrouillieren die Strecke.

Da sind sie wieder: Fünf jugendliche Jarawa sperren mit einem dünnen Seil symbolisch die Straße. Wir packen die Bananen aus und halten an. Die jugendlichen Wegelagerer schreien, drohen, führen Tanzeinlagen auf und verlangen immer wieder Geschenke. Nach einigen Runden Bananen legt sich die Aufregung. Ohne staatliche Aufsicht können Waldmenschen und Stadtmenschen unbefangener aufeinander zugehen. Neugierige Blicke, Fragen, eine zaghafte Berührung. Unser Fahrer fädelt ein Gespräch mit einem hübschen Mädchen ein: „Alles in

Ordnung? Wie heißt Du?“ - „Piyale“ - „Und Deine Geschwister?“ - „Tatchi und Tatiwar. Dahinten am Waldrand, da steht mein Onkel.“ - „Okay, alles klar, wir fahren weiter.“

Ein absurdes Bild: Mitten im Dschungel tanzen eine Handvoll nackter Schwarzer um ein Auto, in dem sich ebenso viele bekleidete Bleichgesichter verstecken. Die Kommunikation der „Zivilisierten“ mit den „Wilden“ beschränkt sich auf einen einfachen Deal: Du gibst Bananen, dafür darfst Du mich anglotzen und fotografieren. Dank der vielen Freundschaftsbesuche durch Regierungsbeamte und Ethnologen kennen unsere Gastgeber ein paar Brocken Hindi, so daß eine rudimentäre Verständigung möglich ist. Aber worüber können wir uns unterhalten? Über das Wetter? Über den neuesten Kinofilm oder die Börsenkurse?

Die Verwaltung der Inseln versucht mit Wohlfahrtsprogrammen, die Waldnomaden in den sogenannten Hauptstrom der Gesellschaft zu integrieren. Doch viele Experten bezweifeln den Sinn einer solchen Politik: „Selbst wenn wir die Jarawa einladen würden, sich unserer Gesellschaft anzuschließen, wie es früher die Verwaltung postulierte: Welche Position würden wir ihnen denn zuweisen? Welchen Beruf beispielsweise sollten sie ergreifen?“ fragt etwa der Jarawa-Experte Samir Acharya.

„Ich glaube nicht, daß ein Jarawa bereit wäre, sich auf ein Leben als Lohnarbeiter einzustellen. Sie besitzen auch wohl kaum unternehmerische Fähigkeiten. Es würde mindestens eine Generation dauern, so etwas aufzubauen. Nach meiner Überzeugung sollte man ihnen eine lange Leine gewähren, sie leben lassen wie zuvor. Falls die Jarawa irgendwann einmal eine wohlinformierte Entscheidung trafen, sich der Mehrheitsgesellschaft anzuschließen, so sind sie herzlich willkommen.“

Hilfe für die Jarawa

Samir Acharya betreibt in Port Blair einen Laden für technische Artikel. Der 55-

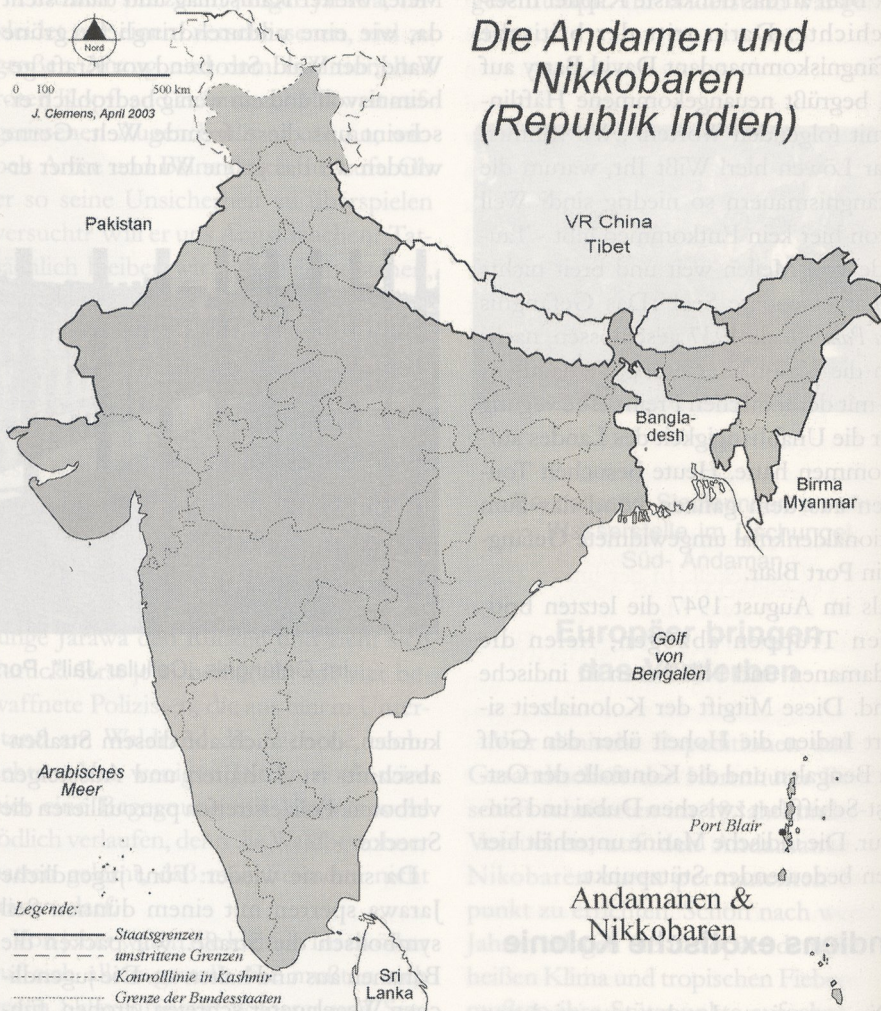
jährige Bengale, vor 35 Jahren aus Kolkata, dem ehemaligen Kalkutta eingewandert, steht sich als Geschäftsmann gut mit den Spitzen der lokalen Wirtschaft und der Verwaltung. Als Menschenrechtler und Umweltschützer fühlt er sich dagegen verpflichtet, hin und wieder deren Pläne zu durchkreuzen. Vor 15 Jahren gründete er die „Society for Andaman and Nicobar Ecology“. Die Bürgerinitiative verhandelt mit Behörden und Politikern, organisiert ökologische Forschungen, ruft die Gerichte an, um die empfindliche Inselwelt und ihre Bewohner zu schützen. Die größte Gefahr für die Jarawa gehe von der Verbindungsstraße aus, meint Samir Acharya: „Ich denke, die Jarawas kommen zur Straße, weil es die Straße gibt! Sie haben gelernt, ihre Vorteile daraus zu ziehen, haben einen bequemen Weg gefunden, an bestimmte Dinge heranzukommen. Aber das ist nicht ohne Gefahren für sie - Krankheiten zum Beispiel, gegen die sie keine Abwehrkräfte besitzen. Vor drei Jahren erfaßte eine Masernepestidemie nahezu jeden Jarawa. Glücklicherweise konnten sie durch die rasche Intervention eines Arztes aus Kadamtala gerettet werden. Ich habe schon Jarawa mit Mumps gesehen, auch eine sehr ansteckende Krankheit. Ich hoffe nur, daß sie sich keine Hepatitis-B oder AIDS einfangen, das wäre ihr sicheres Ende. Je eher die Straße geschlossen, je eher die Jagdgründe ihnen zurückgegeben werden, desto besser stehen die Chancen für ihr Überleben.“

Jahrelang sammelten Samir Acharya und seine Kolleginnen Indizien und Beweise für Mißwirtschaft und Korruption in der Forstverwaltung. Die Ergebnisse reichten sie im Rahmen einer Klage beim höchsten Gericht des Landes ein. Im Oktober 2001 ordneten die Richter in der fernen Hauptstadt die sofortige Einstellung aller forstwirtschaftlichen Aktivitäten an. Seither darf auf den Andamanen und Nikobaren kein Baum gefällt, kein Stamm zum Sägewerk transportiert, kein Streichholz exportiert werden. Im Mai 2002 verhandelten die Richter den Fall Andamanen erneut und drängten die dortige Verwaltung, die Verbindungsstraße zu schließen, zumindest in jenen Abschnitten, die das Reservat der Jarawa berühren. Doch die Verwaltung erhob juristi-

schen Einspruch mit dem Argument, die Inselgruppe könne eine Schließung der Straße wirtschaftlich nicht verkraften. Das Oberste Gericht wird sich erneut mit dem Fall beschäftigen.

Samir Acharya kämpft weiter, um die Jarawa vor dem Untergang zu bewahren. Die Straße müsse so bald als möglich geschlossen werden, um Konflikte mit Siedlern und lebensbedrohliche Ansteckungen zu vermeiden. Gleichzeitig müßten die Inseln vor dem ökologischen Kollaps bewahrt werden. Anstatt neue Straßen durch den Dschungel zu schlagen,

sollten sich die Menschen an das Leben eines Insulaners gewöhnen und mit Booten von Küste zu Küste fahren, meint Acharya. Die Forstwirtschaft müsse auf die Pflege des Waldes umorientiert werden, bestehende Wälder unangetastet bleiben. Die bestehenden Plantagen könnten den lokalen Holzbedarf mühelos decken. Arbeitsplätze sollten durch die Entwicklung des Tourismus geschaffen werden, meint Acharya, aber es müsse ein sanfter Tourismus sein, der die empfindlichen Ökosysteme und die knappen Ressourcen der Inselwelt schont.



Die Andamanen und Nikkobaren (Republik Indien)

► Info-Tipp:

aktuelle Buchempfehlung: Pankaj Sekhsaria, *Troubled Islands - Writings on the indigenous peoples and environment of the Andaman & Nicobar Islands*, Kalpavriksh/Lead India, Mai 2003.

Farbfotos von den Andamanen-Inseln finden Sie bei: www.rainerhoerig.com unter

der Rubrik Foto-Archiv.

In Deutschland wirbt die Organisation „Rettet den Regenwald“ für den Erhalt der Urwälder auf den Andamanen- und Nikobaren-Inseln: Informationen unter Tel: 040 - 4103804 oder per E-mail unter info@regenwald.org.